

Einleitung – Krisen im Schulalltag

Stefan Drewes und Klaus Seifried

Das Wort Krise wird gegenwärtig inflationär gebraucht. In den Nachrichten werden wir jeden Tag mit Finanzkrisen, Wirtschaftskrisen, Umweltkrisen, politischen Krisen, Persönlichkeits- oder Leistungskrisen konfrontiert. Täglich sehen und hören wir in den Medien von Naturkatastrophen und Kriegen und hoffen – selbstverständlich –, davon verschont zu bleiben.

Krisen gehören zum Leben von Menschen und zum Alltag in der Schule, so wie beispielsweise Unfälle, lebensbedrohliche Krankheiten und Todesfälle jederzeit geschehen können. Die Konfrontation mit einem Krisenereignis zieht heute jedoch immer weitere Kreise und erreicht immer mehr auch *nur mittelbar* betroffene Personen, da durch die schnelle Informationsverbreitung in der heutigen medialen Welt ein Ereignis regelmäßig eine besondere Dramatisierung erfährt.

Krisen können jederzeit auftreten, somit auch in der Schule. Dabei sind es nicht nur die plötzlich auftretenden krisenhaften Ereignisse *durch äußere Umstände*, sondern auch die Entwicklungen und die Veränderungen im Lebenslauf, die *persönliche Krisen* auslösen können. Der Schulalltag ist somit häufig von kleinen und – sehr selten – auch von großen Krisen betroffen (vgl. Ria Uhle in diesem Band).

Wir haben uns dazu entschlossen, an dem Begriff „Krise“ festzuhalten. Dieser Begriff wird im Kontext Schule akzeptiert. Es besteht mittlerweile eine allgemeine Sensibilität für krisenhafte Ereignisse, für mögliche psychische Auswirkungen und für die Notwendigkeit eines Krisenmanagements. Es ist unvermeidlich, dass sich Schulen und Schulverwaltungen auf die Bewältigung von Krisen vorbereiten. Krisen im Schulalltag sind alltäglich, und die Bewältigung sollte auch als eine alltägliche *pädagogische Aufgabe* der Schule sowie als eine *Managementaufgabe* der Schulleitung und Schulverwaltung verstanden werden. Die Entwicklung von Notfallordnern für Schulen sowie der Aufbau von Krisenmanagementsstrukturen in den Schulverwaltungen sind Beispiele dafür.

Was ist eine Krise?

In diesem Buch wird eine Krise auf unterschiedlichen Ebenen definiert. Einfach ausgedrückt, bedeutet „Krise“ (griechisch *κρίσις krísis*) eine „schwierige Lage“, d. h., eine Person oder eine Institution ist in akuten Schwierigkeiten (Zeitlexikon, 2005).

Im psychologischen Sinne sind Krisen der Verlust des inneren Gleichgewichts und der Handlungssicherheit, die durch Notfälle (Unfall, Gewalt, Katastrophen), besondere Lebensphasen (Pubertät, Alter), durch Sucht oder durch bestimmte individuelle Ereignisse (Stress, Prüfungen, Konflikte, Trennung) ausgelöst werden können. Krisen können somit durch *äußere* unvorhersehbare Ereignisse, aber auch durch *innerpsychische* Konflikte einzelner Personen oder durch *soziale* Prozesse ausgelöst werden. Im zweiten Fall stellt sich oft die Frage, wie es zu einer solchen Eskalation kommen konnte und ob die Krisensituation nicht durch gezielte Prävention vermeidbar gewesen wäre.

Pädagoginnen und Pädagogen in der Schule sehen die krisenhafte Entwicklung eines Schülers oder einer Schülerin manchmal unter einem anderen Blickwinkel als ein Arzt in der Kinder- und Jugendpsychiatrischen Klinik oder die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Jugendamtes, die Jugendhilfemaßnahmen einleiten und z. B. klären müssen, ob eine Kindeswohlgefährdung vorliegt. Die unterschiedlichen professionellen Sichtweisen der Experten führen manchmal zu Missverständnissen, wenn es um ein gemeinsames Fallmanagement geht, wie Rainer Zeddies in diesem Buch erläutert.

Krisen können durch unbewältigte Konflikte entstehen

Werden Konflikte nicht erkannt oder ignoriert, können daraus latente und manifeste Krisen entstehen. Menschen und Institutionen geraten in manifeste Krisenzustände, wenn zu viele oder zu massive Konflikte nicht bearbeitet und gelöst werden können. In den Analysen von School Shootings (Robertz & Wickenhäuser, 2010) wird deutlich, dass Täter von schweren Gewaltvorfällen immer auch aufgrund unbewältigter Konflikte in Lebenskrisen geraten sind. Meist war dies eine Summe von Kränkungen und Misserfolgen in der Schule, der Peergroup oder der Familie, in Kombination mit sozialer Isolation und depressiven Persönlichkeitsmerkmalen. Die Schule hat hier einen hohen Symbolwert (siehe Frank J. Robertz, Jens Hoffmann, Friederike Sommer et al. in diesem Band). Es ist daher von großer Bedeutung, die zugrundeliegenden Konflikte zu erkennen und den pädagogischen Alltag in Schulen auf die Bewältigung von kleinen und großen Konflikten vorzubereiten.

Was ist ein Konflikt?

Ein Konflikt (lateinisch *configere, conflictum*) bezeichnet das Aufeinandertreffen einander entgegengesetzter Interessen, Bedürfnisse, Verhaltensweisen, Intentionen und Motivationen (Zeitlexikon, 2005).

Ein Konflikt besteht, wenn einzelne Schüler oder Lehrer unterschiedliche Interessen und Ziele haben und versuchen, diese durchzusetzen. Dies kann auch Gruppen von Schülern innerhalb der Schule oder Fraktionen im Kollegium betreffen. Ein Konflikt entsteht dann, wenn die Konfliktpartner versuchen, durch Druck und Drohungen den anderen zu überzeugen oder zum Handeln zu zwingen (Höher, 2004).

Konfliktformen und Eskalationsstufen

In der Schule sind unterschiedliche Konfliktformen anzutreffen. Zunächst stehen *Beziehungskonflikte* zwischen verschiedenen Personengruppen im Vordergrund: Schüler-Schüler-Konflikte, Schüler-Lehrer-Konflikte, Lehrer-Lehrer-Konflikte, Lehrer-Eltern-Konflikte und natürlich auch Konflikte mit der Schulleitung. Die verschiedenen Entwicklungsphasen eines Kindes oder Jugendlichen, wie z. B. die Pubertät, sind zudem durch eine Vielzahl von *Identitätskonflikten* geprägt, die die Beziehungen zu Autoritäten wie Lehrern und Eltern belasten.

Aber auch *Interessenkonflikte* über Noten und scheinbar ungerechte Bewertungen, über den Einfluss in der Klasse oder in der Peergroup, durch Konkurrenzstreit um Mädchen oder Jungen können zu massiven Auseinandersetzungen führen. Häufig werden schulfremde Freunde und Bekannte bei Konflikten mit Mitschülern um „Hilfe“ gebeten und verursachen dramatische Eskalationen. Auch familiäre Konflikte werden in die Schule getragen. Erfahrungen von Misserfolg und Enttäuschung, Gefühle wie Wut, Ängste oder Aggressionen beeinflussen und belasten oft den schulischen Alltag.

In den letzten Jahren entwickelten sich zunehmend auch *ideologische und Glaubenskonflikte* zwischen ethnischen Gruppen, die sich voneinander abgrenzen oder um Einflusssphären kämpfen (Maringer & Steinweg, 1997).

Viele Schulen sind bemüht, Konflikte zu bearbeiten und Eskalationen zu vermeiden. Nach Glasl (2011) unterscheidet man *neun Eskalationsstufen* von Konflikten:

Phase I

1. Verhärtung
2. Debatte, Polemik, Streit
3. Taten statt Worte (Kontaktabbruch)

In Phase I können schulinterne Moderatoren, z. B. Schüler als Streitschlichter, aber auch Lehrerinnen und Schulsozialpädagogen helfen, nach Konfliktlösungen zu suchen. Es besteht noch die Möglichkeit, dass beide Konfliktpartner Erfolge in der Mediation erzielen.

Phase II (Schwelle I)

4. Suche nach Koalitionen (soziale Ausweitung)
5. Gesichtsverlust, Demaskierung
6. Bedrohung und Erpressung

In Phase II ist eine Intervention durch Autoritäten, also durch Sozialpädagogen, Lehrer und Schulleitung, notwendig, um dem Konflikt Grenzen zu setzen. Eine externe Mediation, z. B. durch einen Schulpsychologen ist möglich. In Stufe 6 sollte bei schweren Fällen die Polizei einbezogen und eine Strafanzeige gestellt werden.

Phase III (Schwelle II)

7. Begrenzte Schläge (offene Angriffe und soziale Ausfälle)
8. Gezielte Angriffe und Zerstörung des Gegners
9. Gezielte Vernichtung und Selbstvernichtung (Totschlag, Mord, Krieg)

In Phase III sind nur noch Grenzsetzungen durch schulische Sanktionen, polizeiliche Maßnahmen und Strafanzeige sinnvoll.

Für die Konfliktlösung und das Konfliktmanagement ist es wichtig, die Anatomie von Konflikten zu kennen (Kellner, 1999) und Sach- von Beziehungs-konflikten zu unterscheiden. Das Eisbergmodell verdeutlicht, dass die emotionale Basis von Konflikten vordergründig nicht sichtbar ist und auch den Konfliktpartnern meist erst selbst sichtbar und bewusst gemacht werden muss. Die entscheidende Konfliktodynamik entsteht nicht durch den sichtbaren Sachkonflikt, sondern durch teilbewusste oder unbewusste Gefühle, Wünsche, Ängste und Unsicherheiten. Dies ist im Verhalten der Konfliktpartner aber nicht beobachtbar, sondern es liegt im Verborgenen (Besemer, 2009).

Konflikte gehören zum Alltag in der Familie, der Peergruppe und der Schule. Sie können eskalieren und zu innerpsychischen oder sozialen Spannungen führen. Konflikte werden nur dann zu einer Belastung des einzelnen Schülers oder Lehrers oder zu einer Belastung des Klassen- und Schulklimas insgesamt, wenn keine Regeln und Strukturen zur Konfliktlösung bestehen. „Denn bei Konflikten ist nicht das Bestehen von Differenzen das eigentliche Problem, sondern die Art und Weise, wie mit ihnen umgegangen wird“ (Glasl, 1998, S. 181).

Im System Schule ist es besonders wichtig, Regeln und Rituale für die Bewältigung von Beziehungs- und Interessenkonflikten, d. h. eine Streit- und Konfliktkultur, zu entwickeln. Dies benötigt Raum und Zeit im Schulalltag, im Stundenplan der Schüler und Lehrer und im Schulprofil. Die beste Prävention ist ein gutes Klassen- und Schulklima und eine möglichst große Verantwortungsübernahme und Konfliktfähigkeit der Schülerinnen und Schüler, aber auch der Lehrkräfte.

Konflikte lösen Ängste aus

Konflikte finden täglich statt, doch sie werden oft als bedrohlich oder schmerzvoll erlebt, als etwas Unangenehmes, als eine Störung. Konflikte lösen Ängste aus. Daher versuchen Menschen ihnen auszuweichen, sie zu ignorieren oder zu leugnen, solange das geht. Ängste vor Trauer, Depression, Aggression, Misserfolg, Krankheit oder Tod sind der Grund. Konflikte und Krisen in der Schule werden als Störung erlebt und nicht als normale, alltägliche pädagogische Aufgabe angesehen. Eine Konfliktverlagerung ist die Folge, wenn Interessen-gegensätze nicht verbalisiert und geklärt werden. Aber gerade latente, schwelende Konflikte summieren sich und bauen sich zu manifesten Konflikten auf, die das Lern- und Schulklima stören und die persönliche Krisen oder Krisen in einer Klasse auslösen können. Erst wenn ein massiver Konflikt zu einer Eskalation und krisenhaften Entwicklung führt, werden beispielsweise Schulpsy-

chologen gerufen. Konflikte und Krisen brauchen Zeit und Raum zur Bewältigung. Lehrerinnen und Lehrer, Schulsozialpädagoginnen und -pädagogen, Erzieherinnen und Erzieher brauchen Zeit und pädagogische Kompetenzen, um als Moderatoren oder als Mediatoren die Konflikte in ihrer Klasse zu erkennen und zu bewältigen. Positive soziale Beziehungen in der Schule und ein gutes Sozialklima sind die notwendigen Voraussetzungen, um bestmögliche Lernergebnisse zu erzielen. Denn häufig stören latente Spannungen und Konflikte die Lernmotivation, die Aufmerksamkeit und die Konzentration der Schülerinnen und Schüler im Unterricht. Doch meistens fehlt die Zeit, fehlt der Raum zur Reflexion und zur Bewältigung im Schulalltag. Erst wenn eine Schule das soziale Miteinander – ein positives Klassen- und Schulklima – als Leitziel formuliert, können Krisenteams erfolgreich arbeiten. Das beste Krisenmanagement ist die Vermeidung einer Krise durch Prävention.

Schule als Ort der Anerkennung

Viele Schülerinnen und Schüler nutzen die Schule, um durch gute Leistungen Erfolg und Anerkennung zu erwerben und um die persönlichen und beruflichen Zukunftschancen zu verbessern.

Auch kann die Schule für viele Kinder und Jugendliche aus sozialen Brennpunkten und zerrütteten Familien Anker und Stütze in einer ansonsten belastenden Umwelt sein.

Der pädagogische Anspruch einer Schule in Zeiten der Inklusion sollte es sein, auch Schülern mit Schulversagen oder mit emotionalen und sozialen Entwicklungsrückständen, Schülern mit Ängsten und sozialen Außenseitern Halt, Erfolge und Anerkennung zu verschaffen (Booth & Ainscow, 2003).

Konflikte bewältigen und Schüler in Not erkennen

Die Bewältigung von Konflikten ist für Schulen dann besonders schwierig, wenn sie sich im Verborgenen abspielen. Die Entwicklung des Cybermobbing führt bei immer mehr Schülerinnen und Schülern zu erheblichen Verunsicherungen und Belastungen (Seifried, 2011). Herbert Scheithauer und Anja Schultze-Krumbholz beschreiben das Ausmaß von Cybermobbing in diesem Buch.

Viele Schulen haben begonnen, sich mit dieser neuen Form des Mobbing intensiv auseinanderzusetzen. Michael Retzlaff gibt uns konkrete Informationen, was man gegen Cybermobbing tun kann.

42 % der 11- bis 13-jährigen Schülerinnen und Schüler fühlen sich schulisch überfordert. 30 % sind durch familiäre Konflikte und Probleme mit ihren Eltern belastet (Kaufmännische Krankenkasse Halle, 2006). Die KIGGS- und BELLA-Studien zeigen, dass 22 % aller Kinder und Jugendlichen psychische Auffälligkeiten entwickeln (Ravens-Sieberer, Wille & Erhart, 2007)). 2,6 % der Schülerinnen und Schüler (250 000) wiederholen in Deutschland ein Schuljahr. Im Laufe der Schulzeit betrifft dies 23 % aller Kinder und Jugendlichen (Klemm,

2009). Das „Sitzenbleiben“ wird meist als persönliches Scheitern erlebt und löst in vielen Familien massive Konflikte aus. 7,5 % oder 65 000 Schülerinnen und Schüler verlassen jährlich die Schule ohne einen Schulabschluss. Bei Schülern mit Migrationshintergrund sind dies bis zu 30 % (Klemm, 2010). Schule wird für diese Kinder und Jugendlichen oft über Jahre hinweg zum Ort des Misserfolgs. Dies kann zu erheblichen Belastungen und Perspektivlosigkeit führen und Aggressionen sowie krisenhafte Entwicklungen auslösen.

Somit kommt den Konzepten eine besondere Bedeutung zu, die dabei helfen, besonders emotional belastete Jugendliche frühzeitig zu erkennen und ihnen Hilfen anzubieten, bevor es zu einer Gewalttat kommt (vgl. Friederike Sommer et al. und Jens Hoffmann in diesem Band).

Aus Erfahrungen lernen

In den letzten zehn Jahren haben sich Schulen gezwungen, generell mit Gewaltereignissen, Amokläufen und Amokdrohungen auseinanderzusetzen müssen. Dies beschreiben wir im folgenden Kapitel. Die Erfahrungen durch die Amoktat in Winnenden haben deutlich gezeigt, welche umfangreichen Unterstützungsmaßnahmen in einer solchen Situation erforderlich sind. Burkhard Bläsi und Anne Niedermeier beschreiben in diesem Band, wie Schulpsychologen Schulen in Krisen unterstützen können.

Bei Bedrohungen besonnen handeln

Eine besondere Herausforderung für Schulen stellen die häufigen Amokdrohungen dar. Schulleitungen und schulinterne Krisenteams müssen hier schnelle Entscheidungen treffen, mit der Polizei eng kooperieren und mit den Auswirkungen einer polizeilichen Intervention umgehen lernen. Jens Hoffmann beschreibt in diesem Band Konzepte und Ansätze für ein gezieltes Bedrohungsmanagement. Eine Amokdrohung kann eine Dynamik auslösen, die das Schulleben stark belastet. Die Schule muss handeln und mit externen Helfern kooperieren. Hansjürgen Kunigkeit, Johannes Loh, Dorle Mesch und Lambert Schauen beschreiben aus der Perspektive eines Schulpsychologen, von zwei Mitgliedern des schulinternen Krisenteams und eines Polizeibeamten, wie diese Kooperation in der Praxis gestaltet werden kann.

Professionelles Krisenmanagement

Die Bildung von schulinternen Krisenteams wird mittlerweile in allen Bundesländern empfohlen und gefordert. Hier bieten die schulpsychologischen Dienste bereits ausgearbeitete Fortbildungskonzepte an, um bei der Bildung von Krisenteams zu unterstützen (vgl. Claudia Schedlich & Birte Hagenhoff in diesem Band).

Ist eine Krise eingetreten, muss zuerst die konkrete Gefahr und Bedrohung eingeschätzt werden. Dies sollte mit Unterstützung der Polizei geschehen. Hier bieten die Texte von Jens Hoffmann sowie Frank J. Robertz einen theoretischen Hintergrund.

Konkrete Orientierung im Krisenfall geben die Notfallordnungen der Schulen, die von Kati Kommnick und Arno Winther vorgestellt werden. Insbesondere die Schulleitung muss sich den verschiedenen Aufgaben des Krisenmanagements stellen (vgl. Carmen Druyen & Heiner Wichterich in diesem Band). Dabei spielen die Schulaufsicht und die Schulverwaltung eine besondere Rolle. Sowohl Detlef Thietz als auch Dirk Günnewig beschreiben in ihren Texten, wie Schulleitungen im Krisenfall entlastet und unterstützt werden können.

Bei Großschadensereignissen sind das Interesse der Medien und der Druck auf die Krisenmanager besonders groß. Der Umgang mit den Medien, der Schutz der Opfer vor der Öffentlichkeit und die gezielte Information der Medien sind im Krisenfall für Schulen eine besondere Herausforderung. Robert Kahr und Frank J. Robertz geben hierzu konkrete Informationen und Hilfen.

Für die Bewältigung von kleinen und großen Krisen brauchen Pädagoginnen und Pädagogen externe Kooperationspartner und Unterstützungssysteme (Seifried, 2007). Im Rahmen eines mehrjährigen Diskussionsprozesses wurden für die Psychosoziale Notfallversorgung Leitlinien und Qualitätsstandards erarbeitet, die Jutta Helmerichs, Harald Karutz und Claudia Schedlich in diesem Buch vorstellen. Auch die Arbeit der Notfallseelsorge wird im Beitrag von Norbert Seeger beschrieben. Schließlich berichtet Rainer Zeddies als Jugendamtsleiter über die Rahmenbedingungen und Möglichkeiten der Jugendhilfe bei der Bewältigung von schulischen Krisen.

Und nicht zuletzt sollten Schulen wissen, wie eine Psychische Erste Hilfe aussehen sollte. Frank Lasogga gibt hierzu wichtige Informationen.

Schlussbemerkungen

Krisen gehören zum Schulalltag, und die Anforderungen an Schulen bei ihrer Bewältigung werden wachsen. Wir sind jedoch davon überzeugt, dass Schulen diese Aufgaben bewältigen können, wenn sie sich angemessen vorbereiten und ein professionelles Krisenmanagement entwickeln.

Wir hoffen, dass dieses Buch den Pädagoginnen und Pädagogen in den Schulen, den Schulleitungen, der Schulaufsicht, aber auch den professionellen Helfern in der Schulpsychologie, der Polizei u. a. bei der Bewältigung von großen und kleinen Krisen eine Unterstützung bieten kann.

Erfurt, Emsdetten, Winnenden – Erfahrungen nach zehn Jahren schulischer Großschadensereignisse in Deutschland

Stefan Drewes und Klaus Seifried

Amokläufe an deutschen Schulen

Am 26.4.2002 erschütterte der Amoklauf am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt den Glauben an die Sicherheit in unseren Schulen. Etwas bis dahin Unvorstellbares ereignete sich an einer deutschen Schule, das eigentlich nur im Ausland möglich erschien.

Einige „kleinere“ Gewalttereignisse an deutschen Schulen wurden in der Öffentlichkeit bis dahin nicht weiter beachtet oder als Einzelfälle eingestuft. Amokläufe in den USA wie in Littleton und Columbine 1999 führten zwar bei einigen Fachleuten zu Unruhe und Sorge, aber erst der Amoklauf in Erfurt machte deutlich, dass einzelne Jugendliche in Krisen gelangen können, in denen sie als Ausweg nur eine solche Gewalttat sehen.

Die schnelle und detaillierte Verbreitung von Informationen über Amokläufe in den Medien, vor allem aber im Internet, trug dazu bei, dass einzelne Jugendliche sich in diese Gewalttaten vertieften, Täter als Helden idealisierten und zum Vorbild nahmen. Darstellungen der eigenen Person in kraftvollen Posen konnten der Öffentlichkeit über das Internet bekannt gemacht werden, und wirre Gedanken oder martialische Bilder wurden ins Netz gestellt. Der eigene „Frust“, die erlebten Erniedrigungen, die eigenen Unzulänglichkeiten, die enttäuschten Erwartungen, erlebte Gewalt gegen sich selbst – jetzt konnte dies alles ein Ventil finden. Eine neue Lösungsstrategie war „geboren“: Kein Rückzug in die Depression, keine Aggressionsabfuhr über Prügeleien oder Sticheleien, jetzt war das ganz große Ereignis möglich. Ein Ereignis, dass der aufgestauten Wut freien Lauf lässt und die eigene Person in den absoluten Mittelpunkt stellt.

Auch nach dem Amoklauf in Erfurt wurde dies von vielen noch als ein Einzelfall eingestuft, und mögliche Konsequenzen für Schulen stießen auf breite Ablehnung. Das Festhalten an dem „heilen“ Bild unserer Schulen sollte nicht ins Wanken geraten. Schulen waren auf dem Weg, sich zu öffnen, Schüler sollten selbstverantwortlich lernen und nicht eingeschlossen werden. Neue Schulgebäude wurden offen, hell und mit großen Fenstern geplant. Schulen sollten freundlich und einladend wirken, sie sollten ein Ort des Lernens und Lebens und *keine* Sicherheitstrakte oder Festungen sein.

Dabei zeichnete sich schon früh ab, dass Schulen sich nicht nur mit Gewalttereignissen, sondern auch zunehmend mit der Verarbeitung von Unfällen in und außerhalb der Schulen oder auch mit Suizidversuchen bzw. Suiziden beschäftigen mussten. Auch auf Klassenfahrten kam es zu tödlichen Unfällen,

deren Auswirkungen auf die Schulgemeinde immer größere Dimensionen annahmen.

Entwicklung eines Krisenmanagements in Schulen

Verschiedene Institutionen begannen, sich auf mögliche Krisen in Schulen vorzubereiten und ein Krisenmanagement aufzubauen. Die Polizei änderte ihre Einsatztaktik, die Schulpsychologie entwickelte Unterstützungsstrukturen für Schulen, und die Unfallkassen erarbeiteten Konzepte, um sowohl in der Prävention als auch in der Nachsorge schnelle psychosoziale Unterstützung sicherzustellen. Die Unfallkasse Thüringen beispielsweise erkannte, dass nicht nur die Folgen physischer Verletzungen in Erfurt zu erheblichen Kosten führten, sondern auch die mittel- und langfristigen Folgen von Traumatisierungen Psychotherapien notwendig machten. Bereits ein Jahr nach dem Amoklauf in Erfurt legte die Unfallkasse Thüringen einen Bericht vor, in dem die Kosten bis zu diesem Zeitpunkt auf rund 1 Million Euro beziffert wurden, am 30.9.2006 betrug diese Summe bereits 4,6 Millionen Euro (Unfallkasse Thüringen, 2006). Zum Zeitpunkt des Berichts befanden sich immer noch 27 Personen in Therapie und insgesamt 201 Renten wurden bezahlt, davon drei Dauer-Verrentungen.

Aber die Kosten waren nur ein Aspekt. Sehr früh schlossen einige Unfallkassen mit der Schulpsychologie und einigen Ministerien Kooperationsverträge ab, um sich für solche Ereignisse vorzubereiten, ein Krisenmanagement aufzubauen und auch im Krisenfall die eigenen Leistungen und Angebote den betroffenen Personen schnell und unbürokratisch zu ermöglichen. Die Unfallkassen unterstützten in den Folgejahren zusätzlich den Aufbau von schulpsychologischen Unterstützungssystemen, um solchen Krisenereignissen präventiv entgegenzuwirken oder aber durch schnelle psychosoziale Hilfe spätere Traumatisierungen zu verhindern.

Schulpsychologische Unterstützung von Schulen bei Krisenereignissen

Die Schulpsychologie in Deutschland stellte sich bereits vor den Ereignissen in Erfurt auf diesen neuen Aufgabenbereich ein. Zwar war in vielen Bundesländern die Versorgung mit Schulpsychologinnen und Schulpsychologen damals wie heute katastrophal, dennoch verfügten z. B. die bayerischen Schulpsychologen zu diesem Zeitpunkt bereits über Erfahrungen und ein Team von ausgebildeten Schulpsychologinnen und Schulpsychologen für den Einsatz in Krisenfällen, das Kriseninterventions- und Bewältigungssteam Bayerischer Schulpsychologinnen und -psychologen (KIBBS). So konnten sie bereits in Erfurt schulpsychologische Unterstützung leisten. In den Folgejahren entstandene Netzwerke und strukturierte schulpsychologische Kriseninterventionsgruppen, die den Schulen bei kleineren und größeren Krisenereignissen schnelle

Unterstützung bieten konnten. Als Beispiele sind hier Thüringen, Berlin, Bayern, Hessen oder Nordrhein-Westfalen zu nennen, die in unterschiedlichen Formen Strukturen aufbauten. Heute bieten in den meisten Bundesländern Schulpsychologen bei Krisenereignissen in Schulen für Lehrkräfte, Schulleitungen und Betroffene Unterstützung an und übernehmen die Betreuung von Schülern, Lehrkräften, Schulleitungen und Klassen. Von Schulpsychologen wurden Materialien und Empfehlungen zum Umgang mit Krisen in Schulen entwickelt (Röthlein, 1998; Englbrecht & Storath, 2005; Drewes & Frederichs, 2010; Grossmann & Glatzer, 2011; Winther & Kummnick in diesem Band). Auch das psychosoziale Krisenmanagement in der Schule kann von Schulpsychologinnen und Schulpsychologen übernommen werden. Die Sektion Schulpsychologie im Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen (BDP) hat dazu im Jahr 2010 ein Curriculum zur Fort- und Ausbildung von Schulpsychologen in Krisenintervention veröffentlicht (Sektion Schulpsychologie im BDP, 2011).

Notfallpsychologie und Notfallseelsorge

Zur gleichen Zeit wurden weitere allgemeine Angebote zur Psychosozialen Notfallversorgung (PSNV) von Menschen in Krisen aufgebaut. Die Notfallseelsorge verstärkte ihr Angebot zumeist in Kooperation mit der Feuerwehr und bildete ehrenamtliche Helfer aus. Daneben entwickelten sich Kriseninterventionsteams (KIT) in verschiedenen Städten und Regionen, die von Hilfsorganisationen wie dem Maltheser Hilfsdienst, dem Deutschen Roten Kreuz und anderen Trägern etabliert wurden. Der Berufsverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen (BDP) entwickelte 2005 das Zertifikat „Notfallpsychologe“ zur Qualitätssicherung in diesem Arbeitsbereich. Die Öffentlichkeit erwartete bei größeren Unfällen oder Gewaltereignissen immer häufiger, dass die Opfer von Psychologen und Notfallseelsorgern betreut werden, damit eine bestmögliche Versorgung der Opfer gewährleistet wird. Somit gewann die Psychosoziale Notfallversorgung nach Unfällen oder Gewaltereignissen weiter an Bedeutung.

Die Notwendigkeit einer psychosozialen Versorgungsstruktur mit Unterstützung in der Akutversorgung und der Nachsorge wurde bei Großschadensereignissen wie dem Zugunglück in Eschede 1998 oder dem Seilbahnunglück in Kaprun 2000 deutlich erkannt. Auch spätere wissenschaftliche Auswertungen solcher Unfälle bereicherten das Wissen über die psychischen Auswirkungen und halfen, notwendige Konzepte der sekundären Prävention gegen die Entwicklung einer Posttraumatischen Belastungsstörung (PTBS) von Opfern und Einsatzkräften zu entwickeln. Von der Arbeitsgruppe um Gottfried Fischer wurde der *Kölner Risiko Index* entwickelt, ein prognostisches Screening-Instrument zur Einschätzung des Erkrankungsrisikos und des individuellen Unterstützungsbedarfs (Fischer, Becker-Fischer & Düchting, 1999; Bering et al., 2003; Hammel, 2005; Bering, 2011).